



**Mache Deine Seele frei!**

Roman von **Erich Ebenstein.**

(6. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)  
 „Liebe Serena, willst Du, daß ich nach Schloßstadt fahre und Mama frage? Es tut mir so leid jetzt, daß ich schwieg — ich möchte alles tun, um Dir zu helfen.“  
 Serena reichte ihm die Hand.  
 „Nein, Albrecht, ich danke Dir. Aber nicht Du — ich werde sie fragen. Morgen fahre ich nach Schloßstadt. Nein — morgen kann ich nicht — aber in drei oder vier Tagen.“  
 Er sah sie unsicher fragend an.  
 „Daß Du an Tante Mumm geschrieben.“  
 „Serena?“  
 „Ja.“  
 „Und — und Richard? Ist er —“  
 Serenas Antlitz wurde ernst.  
 „Nein. Zwischen ihm und mir ist alles aus. Wenn Du mich lieb hast, Albrecht, dann frage nicht mehr um das. Ich — ein wehes Zucken in ihrem bleichen Gesicht. „Ich habe nur noch meine Kunst — und — meinen Vater.“

Er lächelte. Er hatte noch einen Trumpf.  
 „Und der junge Mann, der vor einer Viertelstunde so zärtlich Abschied nahm von Ihnen, darf Ihren Weg kreuzen? Um seinen Willen bekomme ich wohl den Abschied? Aber, Madonna Serena — ich —“  
 „Bitte, geben Sie den Weg frei!“  
 Er trat unwillkürlich beiseite, so herrisch war ihr Ton und so voll eifriger Hochmutes ihr Blick. Serena verschwand im Pavillon.  
 Sendthausen starrte ihr blaß nach. So königlich hatte ihn noch keine Frau den Abschied gegeben und so schön — so berückend, märchenhaft schön wie sie war keine je gesehen.  
 Sie nicht mehr sehen? Ihren Weg nicht mehr

mit Hilfe eines ansehnlichen Trinkgeldes — die alleinige Benutzung des Abtritts gesichert.  
 Nun fuhr sie schon zwei Stunden. Draußen bitterkalte, sternfunkelnde Nacht. Vereiste Bäume, endlose Schneeflächen matt dämmernd in der Dunkelheit, nur hin und wieder unterbrochen durch die grellen elektrischen Lampen einer Station oder das rötlich glimmende Licht eines aus dem Schnee lugenden Häuschens, das seinen traulichen Schein in die Nacht warf.  
 Draußen dämmerte es. Bekannte Gegenden tauchten auf. Serena stand auf und stellte sich ans Fenster. Da blinkte schon der Fluß.  
 Je näher sie Schloßstadt kam, desto erregter wurde Serena. Dann plötzlich ein Stich in der Brust — die Turmspitze der Michaelskirche mit dem Wetterhahn drauf!



Von unseinen Feinden: Französische Infanterie mit Aluminiumschutzmäskern gegen giftige Gase. Nach einer englischen Darstellung.

Dort rechts über dem Fluß der kahle Buchenwald — links davon ging's nach Rinnebach. Tante Mumm — was die für Augen machen würde, wenn Niekchen sie heute zum Frühstück rief —  
 Hastig begann Serena ihre Toilette in Ordnung zu bringen. Den langen Mantel, über den Gut den weichen Schleier rückwärts gekreuzt, vorn zu einer großen, düstigen Schleife gebunden. Zuletzt die feinen, dänischen Handschuhe, die wie eine Haut saßen.  
 Wie vornehm sie ausah, wußte sie nicht. Die Lernburg hatte gestern alles zur Reise Nötige in Eile besorgt, während Serena an den letzten Karten für die Gräfin malte.  
 „Schloßstadt — die Coupé-tür wurde aufgerissen, Träger boten sich an.  
 „Einen Wagen.“ befahl Serena und zwei Minuten später dem Aufseher: „Nach Rinnebach.“  
 Nur Niekchen war im Flur des alten Serenhäus. Die Dienstleute schon an ihren Arbeiten, die Tante noch im Bett.  
 Serena legte den Finger an die Lippen.  
 „Nichts sagen, Niekchen, ich möchte sie zum Frühstück überraschen.“  
 Leise schlich sie ins Wohnzimmer. Da war schon warm geheizt und zum Kaffee gedeckt. Serenas Herz schlug laut in freudiger Erwartung.  
 „Eigentlich häßt ich's nicht um jollen.“ dachte sie dazwischen besonnen, „nach dem, was Richards Mutter mir gesagt hat. Aber ich bringe es nicht übers Herz — gerichtet bin ich ja so schon von denen in der Stadt rant — und im Hotel absteigen, ohne die gute Tante Mumm zu besuchen — nein, es ging wahrhaftig nicht. Sie ist zu gut —“

Schweigend begleitete er sie an die Tür. Bittere Gedanken kreuzten sich in seinem Kopf. Nun war sie also doch wieder frei geworden. Und nicht mehr blönd. Und würde vielleicht eine große Künstlerin werden. Aber die Hoffnungen, die er einst am Schloßstadter Bahnhof auf eine solche Wendung gesetzt hatte, waren längst begraben. Nicht er, nicht ein anderer würden ihr totes Herz wieder zu neuem Leben wecken können.  
 Er begleitete sie hinab bis an den Wagen. Dort küßte er ihre Hand, hob sie hinein und sah dem Wagen nach, bis er um die Ecke bog.  
 Zwei schwarze Augen beobachteten ihn, ohne daß er es ahnte, mit funkelnder Eiferjucht aus einem zweiten Wagen, der jenem Serenas in gemessenem Abstand dann um die Ecke folgte.  
 Als Serena in Wähning ausstieg, stand dieser zweite Wagen bereits am Gitter des Gartens, in dem Frau Lernburgs Atelier stand.  
 Und unter den Bäumen trat ihr Sendthausen entgegen.  
 „Ein Wort, gnädige Frau —“  
 Serena maß den „spanischen Granden“ von oben bis unten.  
 „Ich muß Sie bitten, Baron, meinen Weg nie wieder zu kreuzen.“

kreuzen? Bah — und wenn er nicht anders Gnade fand, dann lieber —  
 Hastig wandte er sich um und schritt zu seinem Wagen zurück. Nun mußte er erst sein Automobil am Künstlerhaus abholen, das er dort zurückgelassen hatte, um Serenas Aufmerksamkeit bei der Verfolgung nicht zu erwecken.  
 Und nach einigen Tagen, wenn der erste Eindruck verwischt war, wollte er versuchen, Serenas Verzeihung zu erlangen.

10. Kapitel.

Serena fuhr nach Schloßstadt.  
 Mila Lernburg und Albrecht hatten sie an den Bahnhof begleitet, die gute, rundliche Malerin ihr noch ein Täschchen mit Schintendrotten und Kognak ins Coupé gereicht. Albrecht ihr beim Schaffner



schließlich, wen hab' ich denn sonst auf Erden, der's allzeit so gut mit mir meinte? Papa?" — Da ging die Tür des Nebenzimmers auf.

„Liebe, gute Tante Mumm!“ Die Tränen stürzten Serena aus den Augen.

Das kleine, verhäugelte Fräulein stand einen Augenblick völlig sprachlos. Dann lief es, so gut die gichtkranken Beine es erlaubten, auf Serena zu.

„Na hörste — hörste — biste's denn wirklich?“

„Ja — wirklich!“

„So'n Schreck — ne, so 'ne Freude, so 'ne närrische Freude! Nu hab' ich gemeint, so 'ne alte Kranke wie ich könnt' gar keine Freude mehr erleben! Und nu das! Na, heul' doch nich — das steck' ja an —“, sie wischte mit der knöchernen Hand die Tränen von ihren Backen. Dann schrieb sie: „Nietchen! Nietchen! Was sagst du dazu? So bring' doch 'n Kaffee — Nietchen, was biste für'n alter Jammermensch! Da steht sie und guckt und lacht und guckt und bringt uns nicht mal 'n Kaffee rein!“

Unter Lachen und Weinen wurde der Kaffee getrunken. Tante Mumm ließ Serenas Hand taum aus der ihren.

„Nu bleibste aber lange da, gelt? Weißt ja nich, wie ich mich gebängt hab' um Dich! Nu laß ich Dich so bald nich fort, hörste?“

Nur bis morgen, Tante Mumm. Mein erster Weg war zu Dir. Aber gekommen bin ich eigentlich nur, weil ich mit Tante Vott' zu reden habe.“

Die Alte kniff misstrauisch die Augen zusammen.

„Wegen der biste gekommen?“ fragte sie gedehnt. „Was willstest denn von der probigen Nichte?“ Du — die sind Dir jetzt ja ganz dicke mit Deiner Schwiegermutter — da wüßte schon antkommen!“

Serena erzählte. Kopfschüttelnd hörte Tante Mumm zu.

„So, so — nen Vater haste noch? Komisch! Und der hat nich mal nach Dir gefragt? Wenn's nu aber gar nich wahr wäre?“

„Das muß ich eben von Tante Vott' erfahren, wie das alles kam. Es ist mein Vater — ich fühl's, Tante Mumm! Und daß er nicht nach mir gefragt hat, das muß doch einen Grund haben. Den Grund will ich wissen.“

„Na, dann fragste sie eben. Freilich muß es einen Grund haben. Wann willstest denn hin?“

„Sobald als möglich. Bloß Dich wollte ich eher sehen.“

Tante Mumm klangelte nach Nietchen.

„Sag' dem Johann, daß er in einer Stunde mit der Kutsche vorn Tor steht! Unser Kleines will zur Stadt.“

„Unser Kleines“, es durchrieselte Serena warm bei dem Wort, und sie konnte nicht anders, sie mußte die alte, dünne Hand, die auf der ihren lag, küssen dafür.

„Na, na, aber was tustest denn! Also, Nietchen, und nachher, wenn Kleines fort ist, schickte mir mal die Köchin raus. Die muß heute was extra Feines kochen.“

Tante Vott' war eben vom Einkauf zurückgekommen und alterierte sich mit der Gret' um die Wette darüber, wie teuer dies Jahr Eier und Butter seien, als es klingelte.

Gret' ging, um zu öffnen, und stieß im nächsten Augenblick ein wahres Freudengeheul aus.

„Serena, Mädel liebes — Du —! Ach Gott, ach Gott — daß ich Dein liebes Gesichtel nur wieder seh' — und wie —“

„Gret!' rief eine kalte, strenge Stimme aus der Küche.

Gret' fuhr erschrocken zusammen und ließ die eben zu einer Umarmung erhobenen Hände schlaff sinken.

„Jesus Maria — freilich — Sie sind ja — Sie haben —“

„Gret!' sagte die kalte Stimme noch einmal verweisend, nun dich neben der Alten, und setzte sogleich herrlich hinzu; „Geh an Deine Arbeit!“

Gret' schlich wie ein gepörrelter Hund davon. Jetzt erst richtete Tante Vott' ihre blanken, schwarzen Augen mit eisstem Ausdruck auf Serena.

Aber Serena war in dieser Stunde nicht mehr das schüchternste Waisenkind, das sich innerlich um seiner fegezerischen Gedanken willen stets im Unrecht fühlte gegen den der Wendels und Bergmanns. Das wenigstens hatte sie in der Welt draußen gelernt: Schloßstadt war kein Gipfelpunkt menschlicher Entwicklung, und das Brot, das man ihr im Hause Wendel gegeben hatte, war durch unermüdbare Arbeit und Selbstverleugnung reichlich bezahlet worden.

Ebenso kalt erwiderte sie den Blick Tante Vott's.

In Tante Vott's Augen suchte es höhnisch auf. Sie glaubte zu erraten, warum Serena kam.

„So — Du bist also wieder da?“ fragte sie. „Ja, ich bin da. Kann ich Dich und Onkel allein sprechen?“

„Onkel ist nicht zu Hause — übrigens —“

„Dann Dich.“

„Du bist wohl geheimer mit Deinen Künstlerträumen? Und glaubst —“, Tante Vott's Stimme wurde schrill vor Mergel, und dann brach all die lang angepörrelte Galle durch: „glaubst wohl, nun könntest Du wieder hier leben wie früher? Mir nichts, Dir nichts in dem Haus, denn Du nur Unfrieden gebracht hast? Aber dieses Haus war immer ehrbar. Für eine, die ihrem Mann davonlieh — für so eine, wie Du bist — von Albrecht, den Du mir entfremdet hast, will ich nicht einmal reden — aber sonst — glaubst Du, ich hätte es nicht erfahren, wie Du Dir in Wien ein eigenes Atelier hast? Und — jawohl: gesehen hab' ich's mit meinen eigenen Augen, wie Du mit einem wildfremden Herrn im Automobil sahest — Wunder ist's ja Feins nach dem, was wir hier mit Dir erlebten! Aber mein Haus, das hat keinen Platz mehr für Dich —“

Serena ließ sie ruhig ausreden. Kein Zug ihres Gesichtes sprach von Scham oder Zerknirschung, und das empörte Tante Vott' eigentlich am tiefsten. Inwiefern glitt sogar ein Lächeln der Verachtung um Serenas Lippen, als sie völlig ruhig einwarf:

„Meinst Du nicht, Tante Vott', daß das Wohnzimmer eigentlich nicht der passende Raum für solche Auseinandersetzungen ist? Vielleicht wartest Du erst ab, was ich Dir zu sagen habe, ehe Du Dich unnützlich ereifert.“

Frau Wendel stieß die Tür zur guten Stube auf. In ihr tochte es. Begehungen wollte die junge Person ihr auch noch geben!

„Tritt also ein! Ich wollte Dir nur gleich zeigen, daß Du falsch rechnest, wenn Du auf meine Güte spekuliert hast.“

Serena trat ein und zog die Tür hinter sich zu. Ein weches Lächeln spielte um ihre Lippen.

„Auf Deine — Güte? O nein, Tante Vott'. Da würde ich wohl falsch gerechnet haben. Außer der alten Gret' war in diesem Hause niemand gütig zu mir. Doch — auch Albrecht —“

„Sprich lieber nicht von meinem armen Sohn, den Du so schändlich bedürst hast.“

Serena ignorierte die letzte Bemerkung. Sie hätte ja jagen können: Frag' doch die Gret', ob ich ihn bedürst habe! Aber sie war ja nur gekommen, um eine Frage zu stellen. Darum sagte sie in der kühleren, vornehmnen Weise, die sie noch nicht einen Moment außer acht gelassen hatte:

„Du kannst darüber ganz ruhig sein, Tante Vott' — ich bin weder geheimer mit meinen Absichten in Wien, noch habe ich das geringste Verlangen, je wieder in dies Haus zurückzukehren. Wenn ich kam, so war es nur, um Dich zu fragen, warum Ihr mir verschwiegen habt, daß mein Vater noch lebt?“

Wäre ein Blitz vor Tante Vott' niedergefahren, sie hätte nicht erschrockener zurückfahren können. Deint Vater — Du — weißt —“

„Daß er lebt. Ja. Aber warum ich es erst durch einen Zufall erfahren mußte — das frage ich Dich, Tante Vott'!“

Sie hatten beide das Gehen der Flurtür überhört. Jetzt schreckten sie zusammen, als sich die Tür der Stube öffnete und der Schuldirektor eintrat. — Er kam in bester Laune von seinem Morgenpaziergang heim. Als er aber Serena erblickte, veränderte sich der Ausdruck seines Gesichtes sofort.

Erst Staunen, dann Entrüstung — zuletzt ein feierlich blöder Ausdruck, wie er ihr einst in seiner Anstalt aufsetzte, wenn er im Begriffe stand, einem der jungen Lehrer einen salbungsvollen „Rüffel“ zu erteilen.

„Ei — ei — Frau Professor Erler! Ich dachte nicht —“

„Guten Morgen, Onkel.“

„Serena will — sie ist gekommen —“ stammelte Tante Vott', noch immer fassungslos.

„Dachte nicht,“ fuhr der Schuldirektor unbeeirrt fort, „daß man die Sitten hätte, sich hier noch bliden zu lassen. Zucht und Ordnung — hm — man hat sich alle Mühe gegeben —“

„Serena weiß, daß ihr Vater lebt,“ unterbrach ihn seine Frau zum zweitenmal, und diesmal verlor er den Faden seiner Rede.

Einen Augenblick blieb es still.

Dann jagte Serena ruhig: „Es ist mir lieb, daß Du kamst, Onkel. Du warst mein Vormund und bist wohl am besten, mir Auskunft zu erteilen. Wie kommt es, daß man nie von meinem Vater sprach?“

Der Schuldirektor hatte seine Brille abgenommen und putzte dran herum. Der feierlich blöde Ausdruck voll Salbung und sittlicher Entrüstung war ihm verloren gegangen.

Endlich fand er seine Würde halbwegs wieder, setzte die Brille auf und jagte, an Serena vorübergehend:

„Du fragst wie ein Inquisitor. Aber wir haben wahrlich nichts zu verbergen. Wir haben gehandelt nach Recht und Gewissen — wie immer. Dein Vater war immer ein leichtes Tuch. Wie „Künstler“ — er legte offe Verachtung, deren er fähig war, in das Wort — „eben sind. Leider gelang es ihm, meine arme Schwester völlig zu betören.“

„Sie war glücklich mit ihm!“ murrte Serena.

„Glücklich?“ Tante Vott' lachte höhnisch auf. „Mit einem Mann, der sie in den Tod trieb? Denn das tat er — Dein Vater! Da wir schon so weit sind, magst Du ja auch das erfahren: Deine Mutter gab sich selbst den Tod.“

Serena schüttelte einen kalten Schauer durch ihren Leib gehen.

„Meine — Mutter —?“ stammelte sie mit weiß gewordenen Lippen.

Der Schuldirektor nickte.

„Deine Mutter, meine arme Eveline. Gift nahm sie. Und einen Zettel ließ sie für ihren Mann zurück, der lag auf ihrer Brust mit einer Nadel befestigt, die er ihr als Bräutigam gegeben hatte. Darauf stand nichts als: „Glaubst Du nun, daß ich Dich mehr liebte, als das Leben selbst? Und mehr als alles andere?“

Nachher erfuhr man von anderen Leuten, daß er sie fortwährend mit Zweifel und Eiferlicht gequält hat. Sie liebe ihn nicht genug, sie sei zu schön für ihn, und eines Tages würde sie vielleicht einen andern lieben. Her waren sie ja in München genug hinter ihr! Kollegen von ihm, die sie malen wollten, und überall ein Aufsehen, wo sie sich zeigte — aber Deine Mutter dachte nie an Untreue. Die war eine echte Wendel! Bloß, daß sie sich diesem Malkort in die Arme warf, war ihr Fehler. Und ich glaube — mögen die Leute in München jagen, was sie wollen, und der Zettel zehnmal von ihr geschrieben sein — es war nur ein Vorwand, den ihr von Meiner geheimer, gequälter Geist erjann. Der wahre Grund lag anderswo. Zucht und Ordnung sind kein leerer Wahn.“



Des Schuldirektors Gesicht nahm wieder den feierlich bläuen Ausdruck an und seine Stimme wurde salbungsvoll: „Sie konnten sich nicht glücklich fühlen unter diesem Künstlervolk. Steinungsglücklich muß sie neben Maifort gewesen sein — da ging sie eben in den Tod. Vielleicht dachte sie auch an Dich. Wenn Du dort weiter aufwuchst — was wäre aus Dir geworden? So durfte Gveline wohl mit Recht hoffen, daß ich mich ihres Kindes annehmen würde, um es zu Zucht und Ordnung zurückzuführen.“ Er seufzte leicht. „Leider war ja unsere Mühe umsonst. Der Einschlaf vom Vater...“

Tante Lott' fiel ein: „Wir hofften es unterdrücken zu können, darum sagten wir Dir, Dein Vater sei tot. Er kam ja auch bald nach dem Tode der armen Gveline ins Irrenhaus. Aber Du hast mit seinen gelben Haaren wohl auch sonst zuviel von ihm geerbt...“

Serena war auf einen Stuhl gesunken und starrte vor sich hin. Plötzlich hob sie den Kopf.

„Und Papa hat mich hergegeben? Ohne sich zu wehren? Ganz willig?“

Tante Lott' machte eine Handbewegung. „Ach, der war damals ganz von Sinnen. Nicht mal sehen über der Erde war, wie er überhaupt nicht von ihr. Gerath hat er! Umbringen hat er sich wollen — zwei Freunde waren stets bei ihm, sonst wäre sicher ein Unglück geschehen. Ich sah mich inzwischen in der Wirtschaft um. Herrgott, was das eine Beschwendung überall! Na ja — was Deiner Mutter Erbteil war, das hatten sie in den fünf Jahren auch zum größten Teil durchgebracht. Der Rest reichte gerade für Deine Erziehung hin. Denn wir konnten doch nicht — wir hatten ja selber ein Kind.“

Mitten in all dem Jammer, atmete Serena auf. Geschenk hatten sie ihr also nichts — Gott sei Dank!

„Dann,“ fuhr Tante Lott' fort, „stellte ich Maifort vor, daß es sicher Gvelinens Wunsch gewesen sei. Du kümest zu uns, wo Deiner geordneten Verhältnisse und eine tüchtige Erziehung warteten.“

„In Zucht und Ordnung — nicht wie dort, unter diesem Künstlervolk!“ schaltete der Schuldirektor ein.

„Er willigte in alles. Ich glaube, er wußte nicht einmal, worüber ich mit ihm sprach. Nur die Tote — die Tote! Um ganz sicher zu gehen, daß er nie mit vererblichen Erinnerungen Deine Erziehung durchkreuze, ließ ich mir eine schriftliche Erklärung von ihm geben, wonach er sich mit allen väterlichen Rechten für immer an uns abtrat.“

„Es war unsere Pflicht, so zu handeln,“ schaltete der Schuldirektor abermals ein.

„Als die Beerdigung Deiner Mutter vorüber war, reiste ich mit Dir ab. Maifort war ganz stumpf geworden. Nicht mal adieu sagte er uns. Drei Wochen später mußten sie ihn ins Irrenhaus sperren — er hatte nachts die Leiche Deiner Mutter ausgraben wollen und war wie rasend geworden, als man ihn daran hinderte. Nach einem halben Jahr entließen sie ihn als „geheilt“ — na — ich hab' seitdem sonderbare Dinge über ihn gehört.“

Serena stand auf. Das Herz schlug ihr bis an den Hals, ihr Atem ging schwer.

„Und hat — er — nie — nach mir — gefragt? Mich nie — zurückgefordert?“

„Diesmal nahm der Schuldirektor das Wort. „Da ja — fuhr nachdem er aus dem Irrenhaus kam. Wir hätten ihn ja bloß eine Abchrift seiner eigenen Verzichtserklärung schicken müssen. Rechte hatte er keine mehr an Dich. Aber ich traute dem Menschen nie recht. Er hätte doch eines Tages hier auftauchen können — man kann nicht wissen? So hielten wir es nach einem Familienrat für das Beste, ihm einfach zu schreiben, Du seist an einer Sinderkrankheit gestorben. Ein anderer hätte

wahrscheinlich den Totenschein verlangt, aber er — Gott, so ein Künstler! Nicht mal eine Frage hat er mehr getan.“

„Nicht mal eine Frage,“ wiederholte Serena tonlos. Dann fragte sie: „Und wo lebt er jetzt?“

„In San Pietro d'oro, an der dalmatinischen Küste. Als menschlicherer Einsiedler — zwischen Felsen in einem alten Turm — o, der ist nie wirklich geheilt gewesen!“

„Ich danke.“

Serena wandte sich zur Tür. Ihr Blick war so verloren, ihr Gang so unsicher, daß Tante Lott' unwillkürlich jagte:

„Willst Du Dich nicht noch ein wenig ausruhen? Du scheinst sehr angegriffen.“

„Danke.“

„Und wohin willst Du denn? Wieder nach Wien zurück?“

„Nein. Nach San Pietro d'oro, zu meinem Vater,“ antwortete Serena mit klangloser Stimme. „Wenn er auch nie mehr nach mir gefragt hat — er ist doch mein Vater!“

Rest vertrat ihr der Schuldirektor bestürzt den Weg.

„Das darfst Du nicht! Wir ständen dann ja als Lügner da — nein wirklich, das darfst Du nicht! Nicht wahr, Lott'?“

„Keinesfalls! Daran muß Dich allein schon die Dankbarkeit gegen uns hindern. Ich verbiete es Dir, Serena, hörst Du?“

Serena heftete einen wunderlichen Blick auf die blanken schwarzen Augen.

„Dankbarkeit? Wofür? Daß Ihr einen ungeheuren Verrug an mir und meinem Vater ausführte? Daß Ihr meine Kindheit und Jugend liebeleer machte? Mich aus Eurem Hause stießet, ohne mich auch nur anhören zu wollen? Nein, Dankbarkeit bin ich Euch keine schuldig. Und die Zeiten, wo Ihr mich etwas verbieten durftet, sind längst vorüber.“

Sie hob Tante Lott' zur Seite und verließ das Zimmer ohne Gruß. Unten im Flur stand die alte Grei' und machte sich mit Stehrbein und Schaufel zu schaffen. Serena drückte ihr warm die verarbeitete Hand.

„Dir dank ich, Grei', für alle Liebe. Und denk nicht schlecht von mir, ich hab' nie was Unrechtes getan. Nur komm ich wohl nimmer in das düstere Haus — mein Vater lebt, und ich gehe zu ihm.“

Ehe Grei' etwas sagen konnte, war Serena auf der Straße.

Dort prallte sie beinahe mit einer kleinen ründlichen Dame zusammen, die bei ihrem Anblick mit einem Schrei zurückfuhr.

Es war Mama Grei, die zu ihrer Busenfreundin Tante Lott' wollte.

„So eine Furcht!“ hörte Serena hinter sich sagen. Aber sie wandte nicht einmal den Kopf.

Dann fuhr sie zurück nach Kinnebach.

11. Kapitel.

San Pietro d'oro. Ein hoher runder Turm neben Mauerresten aufragend zwischen verwitterten Felsen, von wuchernden Mythen und Lorbeerbüschen umgeben.

Ganz vorne am Strand des kleinen Eilandes ein paar armenige Fischerhütten. Die Sonne des Südens darüber, die endlose Bläue des Meeres ringsum.

Serena saß in der Barke, die ein schwarzäugiger Fischer, mit roter Mütze auf dem dunklen Kreuzkopf, gegen das einsame Eiland hintrieb.

Weiße Möwen flogen kreisend über die blaue Wasserfläche, hin und wieder tauchte ein schwarzgrauer Felsen schroff und zackig aus den Fluten, deren Wellen sich in weißem Schaumgefäusel an seinen Wänden brachen.

Der Fischer erzählte von San Pietro d'oro. Ein Glück, daß Serena einst aus reiner Begeisterung für den Wohlstand der Sprache mit Albrecht Italienisch gelernt und es durch Lejen allzeit fleißig geübt hatte, sonst hätte sie kein Wort

von dem schnell heransitzenden Redeschwall verstanden.

Also ein Kloster war's einst gewesen. Eines der größten, mächtigsten weitaus in der Runde. Fast hundert Mönche drin und alles prächtig mit Bildern, Gärten und Springbrunnen. Der Turm gehörte zur Kirche. An Sonntagen wimmelte die Adria ringsum von Fischerbarken, die zur heiligen Messe kamen. Und abends, wenn sie auf den Fischfang auszogen und man das Aue von drüben über die Wasser klingen hörte, dann gab es allemal reichen Fang. Aber später wurden die Mönche übermütig, bereiten wenig und tafelten viel, und das ewige Licht vor der Madonna im Kreuzgang erlosch, weil man vergaß, Del in die Ampel zu füllen. Und einmal bei einem großen Gastmahle, das man zu Ehren eines frommen Bischofs gab, lästerten sie gar die Madonna —

Da fing aber die Erde an zu wanken, das Meer hob sich hoch hinauf über die Uferdämme und verdrängte das Kloster mit samt den frevelnden Mönchen. Einzig der Kreuzgang, zu dessen Madonnenbild der fromme Bischof entsetzt bei der Lasterung gesunken war, blieb stehen, und der Turm, der daran stieß. Der andere mit der Glode sank auch ins Meer, und an den stillen Abenden hört man sie manchmal noch klingen tief unten im Wasser —

Das war San Pietro d'oro.

„Und der Maler, der nun in dem alten Kloster wohnt? Kennst Ihr den auch?“ fragte Serena.

Matteo, der Fischer, riß die schwarzen Augen weit auf. Den närrischen Pittore mit dem langen, grauen Bart? Wer den etwa nicht kenne? Natürlich er, Matteo, brächte ihn ja alle Tage Fische in den Turm. Das heißt, zu Lucia brächte er die Fische. Lucia foch für den Pittore, und sie ließe nichts auf ihn kommen, obwohl er stundenlang mit sich selbst spräche und dann wieder andere Stunden lang zwischen den Klippen läge und bloß in die Luft starre.

Und wenn Matteo Madre Lucia die Fische gebracht, dann schliche er heimlich in die weiße Hütte dort links in der Bucht, da wohne Lucias Tochter, die braunäugige Marica und —

Matteo sprach noch viel, aber Serena achtete nicht darauf. Wie blau das Meer war — und der felsige Strand kam näher und näher — jetzt sah man schon ein paar Kinder zwischen den Klippen spielen und das große, runde Tor am Turm. Ganz grün umponnen war es.

Als Serena zehn Minuten später davor stand, sah sie, daß es ein uralter, riesiger Eichenbaum war, der mit seinen Armen Tor und Mauer des Turmes umflankert hielt.

Madre Lucia, ein rotes Tuch um die grauen Haare geschlungen, musterte Serena mißtrauisch aus unruhig herumspringenden Schwarzaugen. Zu dem Matteo wolle sie? Und ohne Anmeldung? Da werde sie schon antommen! Damen möge er überhaupt nicht. Sie glaube es nicht? Sie wolle trotzdem zu ihm? Gut — dort sei die Treppe — Madre Lucia lächelte hähmlich.

Die würde ja bald wieder kommen von oben! Bekommen stieg Serena die wackligen Holzstufen hinan. Schon auf der ersten hörte sie oben hinter der Tür laut sprechen — Besuch? Nein — Matteo hatte ja gesagt, er spreche mit sich selbst — mit jeder Stufe wurde es deutlicher.

„Gehln? Siehst du die Wolke da? Komm, Liebste, leg deine Hand auf meinen Kopf und lächle! Ach, du lächelst nie mehr! — Und ich suche dein Lächeln jeden Tag — jeden Tag — denn eh' du mich nicht wieder antschelst mit deinen dunklen Augen, sind' ich keine Ruhe. Eher hast du nicht vergeben.“ Serena ließ es schauernd über den Rücken. War er am Ende doch noch immer wahnsinnig?

Schüchtern klopfte sie an. Und als es drinnen still blieb, öffnete sie mutig die Tür.

(Fortsetzung folgt.)



# Der Platz an der Sonne.

Roman von M. Czigan.

(3. Fortsetzung.)

(Wandern verboten.)

**F**rau Bachmann war eine überaus vielbeschäftigte Frau. Sie liebte die Toilette für eine große Anzahl mehr oder minder anspruchsvoller Küchenfrauen und Hausmädchen, sie führte ihren kleinen Haushalt mit großer Gewissenhaftigkeit, und sie besorgte nebenbei die Instandhaltung der Wohnung und die Bedienung ihres Flurnachbarn, eines Junggesellen. Wenn Traute, die von Hause an früh aufstehen gewöhnt war, morgens die Augen aufschlug, hörte sie bereits ihre geschäftige Wirtin in der gegenüberliegenden Küche herumhantieren.

„Wir alleinlebende Frauen müssen heutzutage doller ran mit der Arbeit wie die Mannskind!“ behauptete Frau Bachmann in ihrer unverfälschten ostpreussischen Mundart, in die sie stets verfiel, sobald sie eifrig wurde.

„Wenn die Männer ihr Tagewerk hinter sich haben, gehn sie in 'ne Kneipe oder sonst wohin sie wollen und amüsieren sich, oder sie gehn nach Haus und ruhn sich aus. Wenn aber fängt bei uns die Arbeit an und wenn heert sie auf?! Neben dem Geschäft, bei dem man sein höchstes Lebensunterhalt fauer verdienen muß, heißt's den Haushalt besorgen und so gewissermaßen zur Erholung von der alle Berufsarbeit sich mit Kloten, Nicken, Meinmachen und was's sonst gibt, plagen. Und bezahlt kriegen wir grobchenweis, wo's für de Mannskind marktwies abfällt. Nei, leicht haben wir alleinlebende Frauen es waraftig nich!“

Trotz dieser Ansicht schien sie sehr zufrieden damit, daß sie zu den „alleinlebenden“ Frauen gehörte. Wenigstens schalt sie gern die Männer und pries es als das einzige Glück in ihrem erfahrungsreichen Leben, daß sie den übrigen nach kurzer, böser Losgeworden war. Auch hatte sie ein fröhliches, munteres Wesen, war stets guter Laune und arbeitete sichtlich gern.

„Man muß wenigstens wissen, wenn man sich schämt“, und Gott sei Dank, für meinen Fritz lohnt's sich schon!“ pflegte sie zu sagen, wenn eine ihrer Freundinnen sie ihres großen Fleißes wegen lobte.

Der Fritz war ein zwölf Jahre alter, klein und schwächlich geratener Junge, der in der Kammer neben der Küche schlief und tagsüber am liebsten so viel als möglich in der Nähe der Mutter hocte. Zu Traute sagte Frau Bachmann schnell Betsrauen.

„Wenn's dem Herrn Bruder recht sein wird, daß Sie hier wohnen, soll's mir gefallen.“ erklärte sie bereits am Abend des Einzugsabendes. „Ihre Frau Vautsch hat mir ja so sehr viel Gutes von Ihnen erzählt. Na, und mein Fritz, wissen Sie, der hat gleich gesagt, das is 'n feines Freilein! Na, und auf meinen Fritz sein Urteil geb' ich was. Der sieht besser wie 'n Großer. Der hat 'n klugen Stopp! Er soll ja auch Lehrer werden, wissen Se!“

Befriedigt sah Traute sich in ihrem Zimmerchen um. Frau Bachmann hatte sie auf alle Feinheiten desselben gebührend aufmerksam gemacht.

„Es ist alles drin, was zu 'ner guten Stube geheert: Ein Vertiko und ein richtiger Trumeaur, wissen Se, so nennen sie ja jetzt immer de feinen Spiegel. Und sehn Se man hier den Schreibtisch, das is nämlich 'n Diplomat. Na, und dann das prachtvolle Paneeleofa! Das is 'n teures Stüd. Sehn Se bloß mal den Nisch! Ganz nei war es ja nich, wie ich's gekauft hab! Na, nei, das war denn doch zu teuer gewesen. Aber es is schon gearbeitet, schön und gediesen.“

Mit einem Frohgefühl im Herzen räumte Traute ihre Sachen ein. Dabei atmete sie ein paar mal tief und voll auf. Jetzt war sie frei. Und sie wußte es auf einmal, sie wollte sich diese Freiheit zu wahren wissen. Es mußte einen Weg dazu geben!

Eifrig holte sie ihre Schreibmappe hervor, zog aus der Seitentasche derselben einige löse Blätter und fing an zu lesen und dann zu schreiben. Der Plan, sich schriftstellerisch zu betätigen, war hier doch wieder in ihr aufgetaucht. War das nicht der beste Weg dazu, sich die Freiheit voll und ganz zu erhalten? Sie hatte in der Schule, so lange sie denken konnte, die besten Aufträge gemacht. Alle ihre Mitschülerinnen hatten sie um ihren schwingvollen Stil beneidet. Und später in dem eintönigen, arbeitsreichen Leben daheim war es ihr die liebste Erholung gewesen, sich kleine Geschichten auszudenken und in ihren knappen Mußestunden die schönen Werke der Literatur kennen zu lernen. Hier hatte sie nun versucht, eine Erzählung, zu welcher ihr der Stoff auf ihren langen, einsamen Spaziergängen eingefallen war, niederzuschreiben. Wenn es ihr damit gelänge! Wenn sie Harry nicht wieder erst mit unfertigen Plänen und Wünschen, sondern mit einer Probe ihres Könnens, gewissermaßen mit etwas Greifbarem kommen könnte!

Aber ehe sie noch die Arbeit halb vollendet hatte, kam Harry von seiner Kneipe zurück. Sie saß gerade wieder über ihre Blätter gebeugt, als sie draußen des Bruders Stimme hörte. Schnell klappte sie die Mappe zu und eilte zur Tür.

„Harry!“  
„Traute! Mädel!“ Mit großer Herzlichkeit zog der Angekommene die Schwester an sich. Dann führte er sie bis dicht an die Lampe.

„Ich muß doch sehen, was aus Dir geworden ist“, sagte er lächelnd. „Drei volle Jahre haben wir uns nicht gesehen, das habe ich mir auf dem Wege hierher ausgerechnet. Na, Gott sei Dank, Dein liebes Gesicht hast Du aber ganz behalten.“

Er strich liebevoll noch einmal über ihre Wangen. Dann lachte er auf.

„Wenn ich Dich so recht betrachte, Mädel, — ich glaube wirklich, Du hast nicht nur Dein Gesicht, sondern auch genau dieselbe Haartracht und genau dieselbe Toilette von anno dazumal. Ist so etwas denn überhaupt bei Euch kleinen Frauenzimmerchen möglich?“

Traute lachte mit. Ihr war froh und leicht zumute, seitdem der Bruder bei ihr war. Sie kam sich plötzlich sehr geborgen und gesichert vor.

„Was denkst Du denn?“ rief sie heiter. „Das Kleid ist funkelnelagelnet. Hier in Berlin eingeweicht. Das soll jetzt erst keine Reihe von Jahren abdiene. Und meine Haarfrisur ist, glaube ich, durchaus zeitlich.“

„Allerdings, das ist sie. Aber so verunstaltet darfst Du keineswegs länger herumlaufen. Lieber halb so hübsch nur, wie Du bist, aber schick muß ein junges Mädel aussehen. Na, dafür wollen wir schon sorgen.“

Harry Burgt selbst sah ganz aus, als ob er außerordentlich viel auf ein gutes Meubere hielt. Er war ein hübscher, groß und schlant gewachener Mensch mit einem regelmäßigen, glattrasierten Gesicht und sehr lebhaften Augen. Sein Anzug war in jeder Einzelheit schneidig und elegant, Haar und Hände tadellos gepflegt.

„Komm, erzähle mir nun vor allem von der Mutter.“ sagte er, den Arm um Trautes Schulter legend und sie zu Frau Bachmanns vielgepriesenem „Nischofa“ führend. „Wie wird es die arme, kleine Mama ertragen, nun auch Dich nicht mehr daheim zu haben?“

Traute berichtete so ausführlich als möglich von zu Hause. Sie wunderte sich, wie genau Harry sich dabei nach jeder Einzelheit erkundigte, wie lebhaft ihn alles interessierte, was das Leben der Mutter betraf. Er war doch ganz der zärtliche, gute Junge von früher geblieben!

Als sie dann auf ihre Zukunftspläne zu sprechen kamen und sie mit etwas verlegenem Gesicht ihren Wunsch, unabhängig zu bleiben, ausdrückte, sprang er auf.

„Also doch ein modernes Mädchen, trotz des unmodernen Meuberes!“ rief er lächelnd. „Sieh bloß einer an, wie weitverbreitet der Freiheitsdrang jetzt unter Euch allen ist! Und wie tief er

in Euch steckt! — Aber was denkst Du wohl, bei welchem Beruf Du Dein freier Herr bleibst? Zu ein Joch muß jeder schlüpfen. So oder so, das wirst Du bald erleben.“

Traute sah ihn traurig an. „Ich fürchtete schon, daß Du mir abreden würdest. Mutter und der Vater wollen ja wohl auch nur, daß ich eine Stelle in einer Familie annehme. Ach, aber wenn ich denke, daß ich wieder —“

Harry nahm rasch ihre warmen, kleinen Hände in die seinen.

„Ich will Dir durchaus nicht abreden, liebe Kleine. Und ich will Dich auch keineswegs ängstigen. Um Gottes willen, das wäre graulich! der Schule, die Du schon durchgemacht hast!“ Er lachte bitter auf. „Es wird Dir wahrcheinlich anfangs sogar wie im Himmel vorkommen, wenn Du auf einmal frei und ledig jeglicher Zuchttritte leben kannst. Vater hat es ja vortrefflich verstanden, uns vollständig wunsch- und anspruchlos ins Leben treten zu lassen, so gewissermaßen ohne jede Vorfreude, jede Spannung und Erwartung!“

Er hatte sich von der Schwester abgewandt und versuchte es, in dem kleinen Zimmer auf und ab zu gehen. Jetzt erst fiel es Traute auf, daß er sich seit ihrem letzten Wiedersehen verändert hatte, daß er älter und gereifter aussah. In sein blaßes Gesicht, das früher fast immer den Ausbruch früherer Laune getragen, hatte sich ein fremder Zug gesenkt, den sie noch nicht zu enträtseln vermochte. Um seinen feingehäuteten Mund zogen sich scharfe Linien, und in das volle, lockige Haar des kaum Dreißigjährigen mischten sich weiße Fäden.

Sehr sorgenlos schien der Beruf des Schriftstellers doch nicht zu sein.

„So leicht, wie ich es mir anfangs dachte, wird Deine Schicksalsfrage doch nicht zu lösen sein.“

Jogte Harry nach einigen Minuten, vor dem Sofa stehendbleibend und sich zu einem Lächeln zwingend.

„Wir wollen erst einmal jeder für sich gründlich darüber nachdenken. Meinst Du nicht auch? Und heute, weißt Du, wollen wir vor allen Dingen das Wiedersehen feiern. Das scheint mir das Verträglichste zu sein. Kost hat das übrigens auch vorge schlagen und für heute abend Billets zum „Zell“ beordert. Er meinte, den hättest Du Dir gewünscht!“

Traute wurde rot vor Freude. Aber im nächsten Augenblick kam es wie Besinnlichkeit über sie.

„Komm — Herr Kainer mit?“

„Leider nein. Alberte ist nicht wohl. Er will sie heute nicht allein lassen.“

„So — es ist mir auch lieber, daß wir allein sind, Harry.“ Traute richtete sich mit einem ganz leisen Seufzer in die Höhe. „Und nicht wahr, Du bist doch auch nicht sehr viel mit Kainers zusammen?“

Harry sah sie verwundert an.

„Hast Du noch immer die große Abneigung gegen Alberte, und diese auch gleich mit auf Kost übertragen?“ Das würde mir wirklich leid tun, denn mir sind die beiden fast die liebsten Menschen hier. Ich wüßte übrigens auch gar nicht, was aus mir ohne sie in diesen schweren Jahren des Ringens und Kampfens geworden wäre, in mehr als einer Beziehung.“

Ueber Traute kam eine unangenehme Empfindung bei diesen Worten. Es tauchte plötzlich die Erkenntnis in ihr auf, daß Harry nicht allein aus eigener Kraft vorwärts gekommen war, daß Tante Alberte und Kost Kainer ihm geholfen hatten.

„Ach Harry,“ jagte sie hastig aufstehend und ihren Kopf fest an seine Schulter pressend, „ich weiß nicht wie es kommt, aber ich wünsche, ach, ich wünsche, daß ich nie, niemals Tante Alberte und Herrn Kainer für etwas zu danken hätte. Ich möchte sie am liebsten alle beide nie mehr wiedersehen, und es tut mir fast weh, daß sie Dir lieb sind. Ach, Harry, ich kann nichts dafür, aber ich glaube, ich — hasse sie!“

Für Traute Burgt hatte wieder ein emsiges Arbeitsleben begonnen. Auf Harrys dringendes



Zuraten hatte sie sich dazu entschlossen, einen einigermaßen sichere Einnahmen versprechenden Beruf zu wählen. Er war ganz außer sich geraten, als er von ihrem Plane, es mit einer schriftstellerischen Tätigkeit zu versuchen, gehört hatte.

„Werde Köchin! Werde Scheuerfrau!“ hatte er in seiner stürmischen Art gerufen. „Alles andere lieber, als Schriftstellerin. — Nur wer ein wirklich großes Talent hat, einen unwiderstehlichen Drang dazu, sich künstlerisch zu betätigen, sollte zu dem dornenreichen Beruf des Schriftstellers zugelassen werden.“

Nach langer eingehender Beratung waren die Geschwister darin übereingekommen, daß Traute zuerst stenographieren und Maschinenschreiben lernen sollte. Harry meinte, Verbindungen genug zu haben, um ihr später Preis zu Aufträgen verhelfen zu können, und ihre Unabhängigkeit, die sie so heiß ersehnte, blieb bei dieser Tätigkeit auch gewahrt. So fuhr sie denn jeden Morgen mit der Straßenbahn nach einer Handelsschule im Zentrum Berlins, um sich auf den gewählten Beruf vorzubereiten. Die Unterrichtsstunden machten ihr Freude. Schon die Fahrt zu denselben. Der lebhafteste Verkehr in den Straßen, das Getriebe in der Bahn interessierten sie immer wieder, und das Zusammensein mit den vielen jungen Menschen in der sehr besuchten Handelsschule, die alle, wie sie selbst eifrig einem Ziele zustrebten, erfüllte sie mit neuer Lebens- und Schaffenslust. Zu Hause saß sie stundenlang vor ihren Heften und Büchern und übte und lernte. Sie war stets zäh in der Verfolgung eines einmal gesteckten Zieles gewesen. Jetzt war es, als ob ihre von dem Stiefvater künstlich unterdrückte Willenskraft neu erwachte und stark wurde. Von den vielen Genüssen und Zerstreuungen der Großstadt lernte sie vorläufig wenig kennen. Harry hatte sie seit dem ersten Abend des Wiedersehens vergebens dazu aufgefordert, mit ihm Theater oder Konzerte zu besuchen.

Erst wenn ich das Eintrittsgeld selbst bezahlen kann — entschuldigte sie sich. „Ich möchte mir so ungern etwas von fremden Leuten schenken lassen.“

Die „fremden Leute“ waren Rainers. Harry hatte offen zugegeben, daß diese ihr fast immer mit Willets versorgten, und Traute empörte sich fast im Innern darüber, daß sie sich durch Tante Albertes Gnade amüßieren sollte.

Harry begriff nicht, wie sie sich bei diesem einträglichen, nur der Arbeit und Pflicht gewidmeten Leben wohlfühlen konnte. Seine lebhaft, nervöse Natur verlangte Abwechslung und Zerstreuung. — „Komm,“ sagte er eines Abends, als er eine Weile neben ihr in dem engen Zimmer ausgehalten hatte. „Wir wollen ausgehen. Du mußt ichvermühtig werden, wenn Du immer nur zwischen diesen Wänden hockst.“

Aber wohin? Das Wetter war schlecht. Draußen heulte der Herbststurm, und der Regen schlug an die Fensterhebeln.

„Ich will Dich zu Bekannten bringen,“ sagte er nach kurzem Ueberlegen. „Der Weg ist nicht weit. Komm.“

Sie fragte nicht weiter, obwohl sie verwundert über seinen Vorschlag war. Sie stand auf und machte sich fertig. Seitdem sie täglich in der Handelsschule mit fremden Menschen zusammenkam, war sie gewandter und sicherer im Auftreten geworden. Sie fürchtete sich nicht mehr vor der Begegnung mit Unbekannten.

Untenwegs bereitete Harry sie flüchtig auf die Familie, zu der er sie führen wollte, vor.

„Frau von Erbach gibt Musikstunden,“ erklärte er. „Sie ist tagsüber, oft auch des Abends beschäftigt. Die älteste Tochter arbeitet in einem Kontor. Die zweite ist Erziehlerin. Der Sohn Maler. Es sind alle vier liebe, frohe Menschen. Du wirst Dich schnell bei ihnen wohl fühlen.“

Schon auf der Treppe, die zu Frau von Erbachs Wohnung führte, hörte man, daß die Hausfrau beschäftigt war. Die einformige Melodie einer Tonleiter, von unbeholfenen Schülerfingern mühsam auf dem Klavier gespielt, klang auf den stillen Flur hinaus.

Traute hemmte unwillkürlich den Schritt.

„Werden wir nicht stören?“

Aber Harry drückte schon auf den Knopf der Glöde. „Guten Abend, Fräulein Christel,“ rief er laut und fröhlich, als gleich darauf die Tür geöffnet wurde. „Heut bringe ich Ihnen Traute mit. Da ist sie.“

wußte gar nicht, daß Sie mich erwarteten — ich kam mir so fremd vor —“

„Sie werden sich hoffentlich nicht lange fremd bei uns fühlen,“ entgegnete Christel reich, Traute mit warmem Blick ansehend. „Wir wollen wenigstens versuchen, es Ihnen bei uns recht heimisch zu machen.“

„Natürlich wollen wir das!“ klang von der Tür her eine frische Stimme. „Ich verspreche sogar, mich an dem Versuch zu beteiligen.“

Traute wandte den Blick der Tür zu. Auch Christel und die beiden Herren drehten sich lächelnd um. Ein hoch und hübsch gewachsenes junges Mädchen war soeben eingetreten.

„Das ist ja kein, Setty, daß Du heut gerade früher kommst,“ rief Christel ihr zu.

„Nicht wahr? Das hab' ich wieder mal genial eingerichtet. Fräulein Burgl, Sie werden hoffentlich gleich von Anfang den vorzüglichsten Eindruck von mir bekommen, wenn ich Ihnen erkläre, daß ich für gewöhnlich nicht vor acht zu Hause sein kann, aber heute zu Ihrem Empfang — — aber nein, so 'ne Bummel! Keiner stellt mich vor, keiner stellt sie vor. Es wird noch zu den schlammigen Verwechslungen kommen. Verzeihen Sie, Fräulein Burgl — Sie sind doch Fräulein Burgl? Ich bin nämlich die Setty, die bescheidene Schwester, dieser unbescheidene Christel, welche die neue Bekanntschaft absolut für sich allein behalten zu wollen scheint.“

Alle lachten. Harry trat vor und legte Trautes Hand in die der Neuangekommene.

„Ja, nimm Dich der armen, kleinen Setty an,“ sagte er scherzend. „Sie kommt überall zu kurz. Du siehst, daß sie schon in betreff der Körperlänge ihrer Schwester gegenüber benachteiligt ist. Und was nun gar ihre Redegebe anbetrifft — er leuzte tief auf — „ach, das arme schüchternes Vögelchen —“

„Halt!“ kommandierte Setty mit ihrer hefflingenden Stimme. „Ich hoffe, Fräulein Burgl, daß Sie keine trügerischen Schlüsse aus den geheimnisvollen Andeutungen Ihres Bruders ziehen. Meine Redegebe äußert sich nur, wenn ich angegriffen werde. Sie werden sich bald genug davon überzeugen: Und was die Körperlänge anbetrifft —“

„Sie bog und rechte in annuitiger Weise die kräftigen Glieder und sah dabei mit ihren übermühtig blickenden blauen Augen zu Harry hin — „er ärgert sich furchtbar, da ich fast so groß bin, wie er!“

Wieder lachten die Geschwister und Harry auf. Auch Traute mußte in dies fröhliche Lachen mit einstimmen. Zu ihrer eigenen Verwunderung war schon in der ersten halben Stunde ihres Hierseins ein süßes Gefühl des Wohlbefindens und des Friedens über sie gekommen. Es kam ihr vor, als könne es kein gemüthlicheres Heim, keine angenehmeren Menschen als diese hier geben. Sie hatten sich alle in die Ecke am Ofen gesetzt. Hier stand ein kleiner, runder Tisch und eine Anzahl einfacher Korbfesseln, auf denen sie Platz gefunden. Ein niedriger Wandstirn trennte die Ecke von dem übrigen Zimmer und ließ sie als einen gesonderten, sehr begablichen Raum erscheinen.

„Unser Wohnzimmer!“ hatte Setty vorgestellt, „unser Winterwohnzimmer. Im Sommer verlegen wir unsere Residenz in den Erker, oder im Herbst und Winter fucheln wir uns hierher. Ach, ist das monnig, wieder mal daheim sein zu können!“

Sie drückte sich fest in den kleinen Sessel und hob die Füße auf ein Kissen.



Oesterreichische Infanterie auf der Stifferjochstraße. Die Mannschaften tragen Baumstämme usw. zu Befestigungsanlagen auf die Passhöhe.

Verlegen trat Traute ein. Die Begrüßung und Vorstellung des Bruders erschien ihr gar zu zwanglos. Das mit Fräulein Christel angeregte junge Mädchen ließ ihr indessen keine Zeit zu Entschuldigungen.

„Seien Sie herzlich willkommen!“ rief es lebhaft, dem neuen Gast beide Hände entgegenstreckend. „Wir haben jeden Abend auf Ihren Besuch gehofft. Mutter und Setty werden sich nun aber sehr freuen!“

Wie selbstverständlich nahm sie Traute Hut und Mantel ab und schob sie dann in ein hell erleuchtetes, angenehm durchwärmtes Zimmer.

„Meine Schwester Setty ist leider noch nicht zu Hause,“ sagte sie dabei, „und Mutter gibt bis acht Uhr Stunden. Aber hier möchte ich Ihnen meinen Bruder Ernst vorstellen. — Fräulein Burgl, Ernst.“

Ernst von Erbach war beim Eintritt der jungen Damen von seinem Platz aufgestanden. Höflich kam er ihnen entgegen. Traute bezwang ihre Schüchternheit und reichte ihm die Hand.

„Sie haben mich so freundlich willkommen geheißen,“ sagte sie dann zu Christel, „und ich



„Sie sind wohl auswärts in Stellung und nur auf Ferien hier?“ fragte Traute teilnehmend.

„Um Gottes willen!“ fuhr Hetty auf. „Ich auswärts in Stellung! Da wär' ich sicherlich nicht mehr unter den Lebenden. Nein, Gott sei Dank, bin ich nur immer von zwei bis acht Uhr auswärts d. h. in Berlin WW, um mit zwei „Nüßen“ Rangen Schularbeiten zu machen und mich von ihnen so viel als möglich ärgern zu lassen. Und diese sechs Stunden kommen mir schon so grauig lang vor, daß ich jeden Nachmittag einen deutlicheren Begriff von der Länge der Ewigkeit bekomme.“

„Können Sie denn nicht lieber zu Hause Stunden geben?“

„Es nimmt nur keiner bei mir Stunden, weil ich kein Examen gemacht habe“ — Hetty's Gesicht sah für einen Augenblick aufrichtig betrübt aus. „Na, sehen Sie, wir armen Erdmännchen kriegen ja selten den Happen, der uns am besten schmeckt. Damit müssen wir uns nun doch mal trösten. Ich z. B. hätte brennend gern studiert, und muß nun anstatt dessen mittags das Mahl bereiten und nachmittags Kinder hüten. Und die Christel — ja, aber Christel, warum beorgst Du uns nicht endlich Abendbröt?“ unterbrach sie sich plötzlich, mit dem linken Mäuschen in der Luft schnuppernd. „Es riecht hier noch nicht ein bißchen nach Essen, und ich bin barbarisch hungrig.“

„Wie immer!“ lachte Harry, „ich kenne Fräulein Hetty nur in diesem Zustand. Ich wundere mich aber immer von neuem, daß sie trotz des ewigen Hungerns ständig an Körpergewicht zunimmt.“

„Täuschung! Optische Täuschung. In Wahrheit schrumpfe ich, glaube ich, total zusammen. Ich kann Ihnen sagen, Fräulein Burgl, jeden Morgen, wenn ich aus dem schönen Bett heraus muß, fühle ich mich so elend, daß ich mindestens drei Schrippen, mehrere Eier und einige Tassen Milch vertilgen muß, um überhaupt ein wenig lebensfähig zu werden.“

„Und so genügsam ist Fräulein Hettychen bei allen Mahlzeiten —“

„Ganz recht, so genügsam bin ich immer. Ich halte es also für erwiesen, daß ich nicht vom guten Leben so schön gedeihen und wohlgeraten bin.“

Inzwischen schlug es acht, und auch die Hausfrau erschien im Wohnzimmer. Sie war eine große, stattliche Frau, mit hübschem, runden Gesicht. Ihre Augen hatten einen heiteren Glanz, und um ihren Mund lag ein sehr gewinnender Ausdruck.

Sie begrüßte Traute in der herzlichsten Weise, indem sie sie ohne weiteres an sich zog und auf die Stirn küßte.

„Wundern Sie sich nicht, liebes Kind, daß Sie uns keine Fremde mehr sind,“ sagte sie freundlich. „Ihr Bruder ist uns seit langem ein lieber Freund. Wir haben daher schon viel von Ihnen gehört.“

Der Abend verfiel so gemächlich, wie er begonnen hatte. Hetty blieb die unterhaltendste Gesellschaftlerin. Sie freudete sich reich mit Traute an, berichtete über allerlei drollige, kleine Begebenheiten aus ihrem Erzieherinnenleben und neckte sich zwischenein mit Harry. Der schweigsamste aus dem kleinen Kreise war Ernst von Erbach. Er war der älteste von den Geschwistern und äußerlich der unansehnlichste. Seine schmale Gestalt war kaum mittelgroß, sein regelmäßiges, nicht unbedeutendes Gesicht von krankhafter Blässe. Traute sah unwillkürlich öfters zu ihm hin, denn es interessierte sie, daß er fast den ganzen Abend zeichnend über das Reißbrett gebeugt lag. Die emsige Art seines Schaffens heimelte sie an. Er hob kaum einmal den Kopf und beteiligte sich gar nicht an der allgemeinen Unterhaltung. Auch Christel sprach wenig. Sie hatte ihren Sessel zur Seite gerückt und sahien ganz in ihre Stickerei vertieft. Harry teilte seine Aufmerksamkeit redlich zwischen der Schwester, Er plauderte und lachte sichtlich gern mit der frischen, munteren Hetty,

aber seine Augen glitten immer wieder zu dem Sesselschen am Ofen hinüber, und wenn er über ernsthaftere Dinge sprach, machte es ganz den Eindruck, als gälten seine Worte ausschließlich Christel.

Um zehn Uhr nickte er seiner Schwester zu. „Jetzt müssen wir uns empfehlen,“ sagte er leuzend. „Erst werden wir herauskomplimentiert. Es ist doch schändlich, daß die Uhr immer vorwärts läuft. Wir hätten sie eigentlich ein bißchen anhalten sollen.“

Jögernd blieb er an seinem Platze stehen und sah bald Christel, bald Frau von Erbach bittend an. Aber die letztere schüttelte den Kopf.

„Für heute ist's genug, ihr lieben Leute,“ sagte sie in ihrer freundlichen, entschiedenen Weise. „Morgen fängt für uns alle der Dienst wieder früh an. Und Ihnen, lieber Burgl, ist's besonders nötig, daß Sie sich das zeitige Schlafengehen wieder einmal angewöhnen. Sie werden immer schmaler und blässer.“

Ueber Harrys Gesicht flog ein Schatten.

„Es werden auch für mich bessere Zeiten kommen. Meinen Sie nicht auch, Fräulein Christel?“

Christel war aus dem Schatten des Lampenschirms getreten. In ihren Augen lag ein verträunter Ausdruck. Langsam strich sie mit der Hand über die dighbewimperten Lider. Dann sah sie Harry voll an.

„Ich wünsche es Ihnen wenigstens von Herzen,“ sagte sie leise.

Den Schweigen legten die Geschwister ziemlich wortfarg zurück. Jeder von ihnen war mit seinen Gedanken beschäftigt. In Traute wirkten alle Eindrücke des Abends nach. Das Zusammensein mit den frohen, sich ganz natürlich gebenden Menschen hatte sehr erquickend auf sie gewirkt. Auch die zwanglose Gastlichkeit. Bei ihr zu Hause waren stets außerordentliche Schwierigkeiten zu überwinden gewesen, ehe eine kleine Anzahl Gäste bewirtet werden konnte. Im Erbachschen Hause brauchte man dazu überhaupt keine Vorbereitungen, wie es schien. Sie waren ohne Umstände aufgenommen worden mit der herzlichsten, einfachen Selbstverständlichkeit, mit der man Wittgast der Familie aufnimmt. Das hatte den Aufenthalt so wohlthunend und angenehm gemacht.

„Kennst Du Erbachs schon lange?“ fragte Traute.

Harry nickte. „Fast so lange, als ich hier bin. Frau von Erbach ist eine hübsche Fost Kainers. Sie ist übrigens eine der tapfersten Frauen, die ich kennen gelernt habe.“

„Muß sie so viel Stunden geben? Hetty sagt, ihre Mutter sei fast täglich bis zum späten Abend beschäftigt.“

„Sie muß wohl. Ihr Vermögen ist verloren gegangen, und sie hat als Hauptmanns Witwe nur eine lächerlich kleine Pension.“

Traute hätte gern noch mehr von den Menschen erfahren, die sie so schnell liebgewonnen hatte. Harry aber versank bald wieder in seine gedankenvolle Stimmung. Schweigend legten sie den Rest des Abends zurück.

Frau Bausch drehte in dem großen, festlich mit Blumen geschmückten Salon das elektrische Licht auf. Sie zog die Vorhänge, welche die Türöffnung zu dem Wohnzimmer der Hausfrau verhüllten, fort und ging wieder in den Ankleideraum, aus dem sie gekommen war.

„Es ist Zeit,“ sagte sie, „ich will Sie nun hinüberbringen, Frau Doktor, und dann schnell hier fortträumen.“

Aber Frau Rainer wehrte ab. Sie sah fertig angekleidet in ihrem Rollstuhl. Sie trug ein sehr elegantes cremefarbenes Kleid. An ihren Fingern bligten die Ringe. Ihr Gesicht sah weiß und rotifarben wie das eines jungen Mädchens aus, nur daß der Haut jegliche Frische und Glätte fehlte. Das reiche, gelbblonde Haar war modern und sich sträubend.

„Lassen Sie mich hier, Bausch, bis Sie fertig sind. Ich will nicht allein sein, nicht eine Minute. Ich will Ihnen zusehen, während Sie fortträumen.“

Frau Bausch widersprach nicht. Sie obnerte reich das Zimmer, hing die umherliegenden Kleider in den Schrank und frante die unzähligen Büchsen, Schachteln, Bürsten und Säckelchen, welche beim Ankleiden gebraucht worden waren, von dem Toiletentisch fort.

Als ihr ein großer Handspiegel in kostbarem Rahmen in die Finger kam, drehte sie sich reich um und hielt ihn ihrer Herrin hin.

„Nun,“ fragte sie freundlich, „sehen Sie nicht schon heut' aus, Frau Doktor? Heut' dürfen Sie doch wirklich nicht traurig sein.“

Frau Rainer griff nach dem Spiegel und blickte hinein. Aber ihr Gesicht nahm dabei einen schwer-mütigen Ausdruck an. Langsam legte sie das Glas auf nebenstehenden Stuhl.

„Vorbei!“ flüsterte sie. „Hoffnungslos vorbei!“ — Und plötzlich trat ein Zug des Schmerzes um ihren Mund.

„Bausch,“ sagte sie leidenschaftlich, „wenn ich doch alt sein könnte. So alt wie ich bin! Wenn ich nicht immer und immer wieder mich quälen müßte jugendlich zu erscheinen. Alt werden ist nicht schlimm. Aber diejenigen, die wir heiß lieben, müssen mit uns alt werden.“

Frau Bausch seufzte auf. Ihr treues Herz war voller aufrichtigen Kummers. Sie kannte Frau Rainer seit deren erster Jugend und hatte die letzten fünfzehn Jahre als Haushälterin in ihrem Dienste gelebt. In der schweren Krantheitszeit war sie die aufopferndste Pflegerin gewesen. Ihre stete Dienstbereitschaft, ihre völlige Hingabe an die geliebte Herrin hatte sie dieier zur unentbehrlichen Gefährtin und Vertrauten gemacht.

„Das ist schlimm, Frau Doktor, daß Sie sich jetzt immer trübe Gedanken machen,“ meinte sie sorgenvoll. „Was soll bloß daraus werden? Sie wissen doch, daß der Arzt sagt, frohe Stimmung sei die beste Medizin für Sie. Und was wollen Sie auch? Sie können es noch mit jedem aufnehmen. Sie sehen ja heut' wie ein junges Mädchen aus. Mein Gott, wenn ich so mich daneben sehe!“

Sie schob den Rollstuhl reich vor den großen Spiegel und stellte ihre behäbige, breite Gestalt neben das schmale Figürchen im hellen Kleide.

„Reichlich wie Ihre Mutter sehe ich aus. Gut meine zwanzig bis dreißig Jahre älter. Du lieber Gott, bei Ihnen ist wirklich vom Altwerden keine Rede!“

Ueber Frau Rainers Gesicht flog fast unbewußt ein Lächeln. Sie war viel zu klug, um nicht selbst am schärfsten an sich all die unzähligen Merkmale des heranannahenden Alters zu sehen. Aber die gutgemeinten Worte ihrer Getreuen trösteten sie doch. Ein leiser Hoffnungsstrahl, daß sie anderen vielleicht wirklich schöner und jünger erschein, als sich selbst, daß die anderen sie vielleicht wirklich nicht mit den unbarmherzigen Augen der Wirklichkeit zu sehen vermöchten, schlich in ihr Herz.

„Die Korridorüre klappt, Bausch. Mein Mann ist gekommen,“ sagte sie freundlich, in ganz verändertem Tone. „Bringen Sie mich rasch in den Salon.“

In jedem ersten Mittwoch im Monat war bei Kainers fester Besuchstag. Der kleine Bekanntenkreis des Ehepaars pflegte sich an diesem Abend ohne besondere Einladung zusammenzufinden. Frau Rainer war noch immer die Seele dieier gemüthlichen Abende, wie sie früher der Mittelpunkt aller größeren Festlichkeiten, die sie in ihrem reichen, schönen Hause veranstaltet hatte, gewesen war.

Auch heute blieben ihre Gäste um den Divan gruppiert, nicht nur aus Höflichkeit, sondern weil jeder gern in ihrer Nähe weilte. Es waren zehn fremde Personen da. Die Herren stark in der Mehrzahl. Außer der Gattin eines älteren Kollegen Doktor Kainers, des Justizrats Hecht, und



der Frau des Hausarztes Sanitätsrat Leeden, befand sich nur eine Dame noch unter den Gästen, Frau von Ulfelder. Alle aber waren in bester Stimmung. Es herrschte der gemüthliche Ton, die zwanglose Unterhaltung, wie sie gute Bekannte untereinander anichlagen.

„Wir werden ja heute auch Ihre Fräulein Nichte kennen zu lernen die Ehre haben,“ wandte Doktor von Möringer, einer der ständigen Hausfreunde des Ehepaares, sich an Frau Rainer. „Ich traf mittags mit Harry Burgt im „Rheingold“ zusammen. Er jagte mir, daß er seine Schwester mitbringen wollte.“

„So? — Das ist nett von ihm. Ich habe Traute bis jetzt vergebens eingeladen. Sie ist etwas unbeholfen und lästlich und fühlt sich wenig wohl unter fremden Menschen. Ich werde mich natürlich freuen, wenn sie ihre Schen überwindet.“

Frau Rainers Stimme hatte ganz gleichgültig geklungen. Niemand von den Anwesenden ahnte, daß sie bei der Erwähnung des angekindigten Besuches zuerst die Empfindung heftigen Unbehagens hatte überwinden müssen.

„Wissen Sie übrigens, das Fräulein Burgt und ich nächste Nachbarn sind?“ fragte Doktor von Möringer.

„Nachbarn? Wie denn? Sie wohnen doch in der Münchener Straße —“

„Seit einem Vierteljahr nicht mehr. Ich habe Ihnen hoffentlich pflsichtlich die Veränderung meiner Adresse angezeigt, gnädige Frau —“

Frau Rainer fuhr mit der Hand nach der Stirn. „Wichtig, aber natürlich! Das hatte ich total vergessen, lieber Doktor. Und jetzt fällt mir auch ein, daß Traute dieselbe Adresse hat. Ja, da kennen Sie sie wohl schon?“

Doktor von Möringer lachte. „Wer kennt sich denn hier vom Nebeneinanderwohnen? Wahrscheinlich hätte ich bis zu meinem Lebensende nichts von meiner schönen Nachbarin geahnt, wenn — na ja — wenn sie eben nicht solch eine schöne Nachbarin sein würde. Ich habe übrigens erst heute ihren Namen erfahren. Kurz bevor ich herkam. Fräulein Burgts Wittin ist nämlich die freundliche Fee, die mein beideredenes Heim in menschenwürdigen Zustand erhält.“

Draußen erkante die Thorridorglocke.

„Das werden sie sein. Fünf Minuten vor Torichluß, will jagen vor Abendessen. Früher pflegte es unser lieber Meister ja nicht zu machen.“

Wirklich traten gleich darauf die Erwarteten ein. Die Bitte aller Anwesenden richteten sich nach der Tür.

„nen Abend, Meister! — nen Abend, lieber Meister!“ riefen Frau von Ulfelder und drei der

jüngeren Herren, an denen Harry vorüberstritt, ihm leise zu.

Harry nickte lächelnd und zog Traute zu Frau Rainer hin.

„Hier, liebe Alberte, bringe ich Dir mein Schwesterlein. Nimm's bitte gnädig auf.“

Frau Rainer streckte den Gesichtern beide Hände hin. Dabei fuhren ihre Augen unruhig an der ebenmäßigen Gestalt der Nichte entlang und blieben ebenso unruhig für einige Sekunden an deren Gesicht hängen.

Was war in der kurzen Zeit aus dem jungen Mädchen geworden!

Die vorhinlutliche Saartacht, das häßliche, dunkle Kleid, das Traute bei ihrer Ankunft schätzten als ihr Staatskleid bezeichnet hatte, waren verschwunden. In weichen, lockeren Wellen hob sich das prachtvolle, hellbraune Haar über der klaren Stirn. Ein tadellos sitzendes, weißes Kleid schmiegte sich um die schöne, hohe Gestalt. Ein ruhiger Ausdruck lag in dem anmutigen Gesicht.

„Ich will Dich vor allen Dingen mit meinen Gästen bekannt machen,“ sagte Frau Rainer hastig, ihre Blicke von dem ihr so unwillkommenen Gast abwendend — „oder, bitte, lieber Jost, willst Du es tun —“

Der Hausherr war jedoch aus einem Neben-zimmer, in das er sich mit Aufsturz Recht zu einer kurzen Besprechung zurückgezogen hatte, zu den Neugekommenen getreten. Er übernahm die Vorstellung und führte Traute dann zu dem Tisfel Frau von Ulfeders.

„Sie verstehen es prächtig, gnädigste Frau, jedem Fremden gegenüber das rechte Wort zu finden. Sie werden gewiß auch unserem lieben Gast hier über das erste Unbehagen des Sich-unbekannftfühlers gern hinweghelfen.“

(Fortsetzung folgt.)

Der Soldat, der die Bitte verschluckt hat, verpürt augenblicklich eine unerklärliche Belegung seines Organismus und einen unstillbaren Drang, irgend etwas besonderes zu vollführen. Wie wir aus guter Quelle erfahren, erhält jeder deutsche Soldat täglich zwei dieser Pillen. Vor jedem An-gang müssen die Mannschaften ihre Pillen von den Augen der Offiziere verschlucken.“

„Hindenburgwische.“ Von der Westfront wird der „Köln. Volksztg.“ geschrieben: Es ist bereits viel über die geschmacklose, oft sogar schenßliche Benennung von Gebrauchs-gegenständen mit den Namen großer Feldherren geschrieben worden. Besonders Hindenburg hat in letzter Zeit hierunter leiden müssen. Manchnal ist io ein Titel doch recht bezeichnend. Dafür folgendes Beispiel: Ein Feldgrauer kommt in D. zu einem Schuster in Quartier, der noch eine stattliche Anzahl Schuhwische auf Lager hat. Unser Feldgrauer hat nichts Gllgeres zu tun, als die Wische nach unserem neuesten großen Feldhern zu tauieren. Am nächsten Tage brangt im Schuhenfieren des Schuhmacherlabens ein großes Schild mit der Inschrift: „Hindenburg-Wische wischt am besten!“

### Heiteres

Kriegsspiel. „Frangl, Dich hat der Lehrer heut' an' Leusshub'n g'heizen — Du mußt an' Russen machen!“

„Hart gekraft. Wie, Ihre Frau stammt aus London?“

„Ja, Gott strafe England!“

Nachgeholt. In einem Cigarettenkassett kommt der Stabsarzt dazu, wie ein Sanitätskolbat einen tranken krieger derb abschüttelt. Er ist emört über diese Behandlung. Das Opfer dieser vermeintlichen Gewalttätigkeit erklärt jedoch treuherzig auf eine Plakate mit der Aufschrift: „Vor dem Gebrauch schütteln!“ zeigend: „Wer hawe verzeigt, die Plakate zu schütteln, und da schütteln mer nich.“ (Lustl. Bl.)

Gemüllisch. Hausfrau: „Um Ihnen die weitere Wäge zu erparen: Liebermorgen überfiebern wir nach Hamburg.“

Bettler: „Das macht nichts, das wer' ich sofort meinem dortigen Hiltkalleter depefchieren!“

### Rästel-Ecke

#### Rästel.

I.  
Bald erhebt' ich mein Haupt empor zu dem Himmelsgewölbe.  
Bin, wie die Fabel erzählt, früher den Göttern entstammt.  
Bald, wie die Mode es will, verwerdet die Welt mich zum Luge.  
Und du erblickst mich alsdann leblos als glänzenden Stoff.  
Bald vereint' ich in mir der Erde unendliche Räume,  
Gebe von ihrer Gestalt treu dir ein deutliches Bild.

II.  
Die erste Silbe fliegt und hat der Flügel keine,  
Die zweit' und dritte geht und hat doch keine Veine;  
Das Ganze hat zwar Flügel, doch kann damit nicht fliegen,  
Es hat auch einen Schwanz und kann ihn nicht mal biegen.  
Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösung der Rästel in voriger Nummer:

I. Stegreif. — II. Kolon.

**10 Jahre schön**  
bleibt so eine „Atama“-Straußenfeder, einzig von H. Hesse, Dresden, Schefelstr. 10-12, zu beziehen. 30 cm lang 3 M., 40 cm 5 M., 50 cm 12 M., 60 cm 25 M. Schmale Federn, nur 15 cm breit, ca. 1 1/2 m lang, nur 2 M., 40 cm lang nur 1 M. Boas und Stolen, 2 m lang nur 8 M., 11 M., 14 M. Auswahl geg. Referenzen. Blumen, 1 Karton voll, 3 M.

**Echte Fuchs-Kolliers**  
M. 45.—  
Pelzwarenfabrik  
Leipziger Strasse 58. I.  
nahe Spittelmarkt.



**DÜRKOPP**  
NAHMASCHINEN  
BESTES DEUTSCHES  
FABRIKAT  
DÜRKOPPWERKE  
AKTIENGESELLSCHAFT  
BIELEFELD

**Niemand hat gesunde Beine**  
jetzt nötiger als die Nahmegehobenen, welche den wirtschaftlichen Kampf durchzuhalten haben.  
**Schwere Leiden** sind häufig die Folge vernachlässigter Krampfadern, Bei Beingeschwüren, Aderentenen, Geschwulst, Entzündung, nasser Flechte, Salzfuss, trockener Flechte, Gelenkverdrückung, Steifigkeit, Plattfuss, Rheuma, Gicht, Ischias, Hüftweh, Elephantiasis verlang. Sie Gratis-Hroschlure: Lehren u. Ratschläge für Beineleidende“ von Sanitätsrat Dr. R. Weise & Co., Hamburg Z. 5.

**Kaufe mein Bett.**  
Bodfein rot, blau, Daunendeber, große 1 1/2, füllst. Ober- u. Unterbetten 2 Stücken mit 20 Fund neuen Halbbaunen, das Gebett 20, 30,—, daselbe Bett mit Daunendeber 20, 30,—. Betttes herrschaftl. Daunendeber 20, 40,—. Zwei füllst. f. f. f. jedes Bett 20, 6,— mehr. Härtel, Weißgaurid, Weißfedern billig, Kat. frei, 30,000 Stücken, 1000 Sanitätsbed. Bettenfabrik Th. Kranefuss, Kassel 44.

**Preußische Verlagsanstalt G. m. b. H.**  
Berlin SW 68, Ritterstraße 50.

In unserem Verlage erscheint:  
**Kommentar zum Preußischen Wassergesetz**  
bearbeitet von  
**Justizrat Bitta, Breslau und Landrat Dr. v. Kries, Filehne.**

Für die Zuverlässigkeit des Kommentars bürgen die genannten beiden Autoren, welche als Berichterstatter des Abgeordnetenhauses an der Gestaltung des wirtschaftlich und juristisch gleich schwierigen Gesetzes den hervorragenden Anteil haben und als Sachverständige ersten Ranges anzusprechen sind.  
**Preis in Leinwand gebunden 25 Mark**

**Bei Bezug von Waren** bitten wir, sich auf dieses Blatt zu be-ziehen. ♦♦♦



**Erinnerungs-Ring**  
an die Tapferkeit unserer  
Söhne u. Brüder im Felde.

Altsilber-Ausführung, fein ciseliert,  
mit Emaille-Bild „Eisernes Kreuz“.  
GegenEin- Mk. 1.10 franko  
sendung von Zusendung.  
Nachnahme 30 Pfg. mehr.



Weite angeben mittels Papier-  
streifen um den Finger gemessen.  
Grosser illustr. Weihnachtskatalog  
unserer Waren mit Nachtrag über  
Soldatenbedarfsartikel, patriot.  
Schmucksachen u. zeitigen Spielen  
u. Spielwaren versenden umsonst  
und portofrei.

Stahlwarenfabrik u. Versandhaus  
**E. von den Steinen & Cie.**  
Wald bei Solingen 278.

Preussische Verlagsanstalt G. m. b. H., Berlin SW 68,  
Ritterstraße 50.

Soeben erschienen:

**Gebet des Kaisers**  
von  
Harry Sheff  
für eine Singstimme mit Klavierbegleitung  
von  
Oscar Pasch  
königl. Professor und Musikdirektor

Preis 80 Pfg., sowie 5 Pfg. für Porto.

**P. eussische Weingrosshandlung**  
G. m. b. H.  
Berlin SW., Ritterstrasse 50a.

Fernsprecher: Amt Moritzplatz 152 63, 152 64 u. 152 65.

Besonders preiswerte Weine in Flaschen:

**Mosel-Weine**

Obermoseler .....	0,90
19 9er Remicher .....	1,—
1911er Wormelänger .....	1,30
1911er Enkircher .....	1,50

**Rhein- und Pfälzer Weine**

1908er Gensinger .....	1,—
1911er Bingerter Kahlenberg .....	1,30
1912er Niersteiner .....	1,50
1910er Hallgartener .....	1,75

**Rot- und Bordeaux-Weine**

1911er St. Laurent .....	1,—
Fronsac Bordeaux .....	1,10
1911er Cru du Moulin .....	1,30
19 9er Saint Seurin .....	1,50
1905er Château Gazin Fronsac .....	2,—

Als Spezialität empfehlen wir:

Französischer Rotwein .....	per Ltr. 1,25
Obermoseler .....	0,95
Edenkobener .....	0,95
Tarragona (rot) portweinähnlich .....	1,75

— In Korbfaschen von 5 und 10 Liter Inhalt. —

In Gross-Berlin liefern 5 Liter oder 10 Flaschen frei Haus  
und bitten um geit. rechtzeitige Aufgabe des Bedarfs.

Soeben erschienen! Soeben erschienen!

**Wilhelm Greve's**  
**Karte vom Europäischen Kriegsschauplatz**  
Maßstab 1:5 000 000 Bildgröße 72 x 58 cm.

Die Karte zeigt fast die ganze Ausdehnung Europas, einschließlich des Mittel-  
ländischen Meeres; sie umfaßt im Norden St. Petersburg, im Süden Algier,  
im Osten Odessa und im Westen Esfahan. Eine richtige Verteilung der  
Länder- und Städtenamen und die leicht leserliche Schrift gestatten eine  
schnelle Orientierung der Operationen auf dem gesamten Kriegsschauplatz.

**Preis 75 Pfennig**

Zu beziehen gegen Voreinsendung des Betrages zuzügl. 5 Pf. Porto von  
**Preussische Verlagsanstalt G. m. b. H.,**  
Fernsprecher: Amt Moritzplatz 11298. Berlin SW 68, Ritterstraße 50. Fernsprecher: Amt Moritzplatz 11298.

**ANZEIGEN**  
haben in diesem Blatt  
die weiteste Verbreitung.

**Deutsche Kassenblock-Gesellschaft m. b. H.**  
Spezialfabrik für Durchschreibekassenblocks jeder Art zur Kontrolle in Detail-Geschäften aller Branchen

Telephon: Moritzplatz Nr. 152 63, 152 64 u. 152 65  
Telegraphenaufschrift: Chromgreve Berlin

Berlin SW 68, Ritterstraße 50

An alle Kassenblockverbraucher!

Die Paragon Kassenblock Aktien-Gesellschaft in Berlin-Oberschöneweide  
ist ein englisches Unternehmen. Diese Tatsache sowie  
das Vorgehen der Engländer gegen unser Vaterland  
dürfte ausschlaggebend sein, Sie zu bestimmen,  
in Zukunft nicht mehr unsere Feinde zu unterstützen,  
sondern Ihren Bedarf an Kassenblocks bei einer deutschen Firma zu decken.

Unsere vor mehreren Jahren gegründete Gesellschaft hatte es sich zur Aufgabe gestellt, das Monopol der  
Engländer zu brechen, um den Konsumenten Kassenblocks zu angemessenen Preisen zu liefern. Der Erfolg ist  
nicht ausgeblieben, denn auch nach Erscheinen unserer Kassenblocks sind die Preise bedeutend herunter-  
gegangen.

Wir liefern beide Systeme von Kassenblocks, geheftet und endlos, die Deckel leihweise. Die Qualität  
unserer Kassenblocks ist derjenigen der Konkurrenz-Fabrikate vollkommen ebenbürtig.

Wir haben unseren Betrieb aufrechterhalten, sind jederzeit in der Lage zu liefern, und bitten, bemusterte  
Offerte einzufordern.

**Deutsche Kassenblock-Gesellschaft m. b. H.**

Verantwortlich für Schriftleitung, Geschäftliches und Anzeigen: Fritz Gisholz, Neubörn. — Verlag: Preussische Verlagsanstalt G. m. b. H., Berlin SW 68. — Rotationsdruck: Wilhelm Greve, Berlin SW 68.

